

Ireen in der Nacht

Machteld Siegmann

Es ist mitten in der Nacht, und Ireen ist hellwach. Sie sitzt auf dem verschlissenen, braunen Ledersofa, ein Buch in der Hand, aber sie liest nicht.

Es ist nicht der Schrei der Eule, der sie aufblicken lässt. Es sind die Schmerzen, beziehungsweise deren Abwesenheit. Die Schmerzen im Bein, direkt unterhalb des Knies. Dort befindet sich eine kleine, deutlich hervorstehende Schwellung. Sie kommt nicht von der Überbelastung des Fußes mit der angeborenen Fehlbildung. Seit kurzem hat sie einen Namen. Einen Namen und eine vorläufige Prognose.

Ireen hatte zu lesen angefangen, weil sie es nicht aushielt, und dann hatten sich die Schmerzen unbemerkt aus ihrem Bein zurückgezogen. Jetzt sind sie nur mehr in ihrem Kopf, als Erinnerung.

Sie atmet ein und aus und denkt: Jetzt gehört die Nacht mir.

Die Nacht war ihr schon immer eine Freundin gewesen, eine Gefährtin. Aber dann kamen die Schmerzen und traten die Nacht mit Füßen.

Aber Ireen will nicht an die Schmerzen denken, die jetzt Erinnerung sind. Weder an sie noch an ihren Namen will sie denken. Sie will nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Vier Tage lang hat sie dagegen angekämpft, hat mit aller Macht versucht, ihnen und der Angst Herr zu werden, und jetzt will sie weg, raus. Sie will nicht mehr allein sein.

Die Eule hilft ihr. Ihr Schrei erklingt nochmals.

Ireen schlägt das Buch zu, stellt die Füße auf den Boden, zieht sich an der Lehne hoch und knipst das Licht aus. Anfangs muss sie sich an die Dunkelheit gewöhnen, aber dann kann sie die Umrisse der Möbel erkennen. Der Mond streut sein Licht auf das Wasser, und das Wasser behält es nicht für sich, es reflektiert es an die Zimmerdecke des Wohnboots.

Ireen öffnet die Tür und bleibt auf dem Achterdeck stehen. Der Nachthimmel hängt schwer und warm über dem Wasser. Nicht einmal das Schilf bewegt sich.

Hallo Leute, sagt sie. Da bin ich wieder.

Sie fasst das Steggeländer und arbeitet sich den Deich hoch. Oben angekommen bleibt sie stehen. Der Mond erhellt den Weidenwald und die kleine Lichtung hinter dem Deich, die ihr Garten ist, ihr Grundstück. Sie denkt an die Eule im Baum, die ständig damit beschäftigt ist,

irgendwie über die Runden zu kommen. Daran, wie die Tiere dauernd mit allem Möglichen beschäftigt sind, die Nachttiere.

Um die Anlegestelle ihres Boots ist die Insel mit Schilf und Weiden bewachsen, aber weiter hinten sind Wiesen, und Ireen stellt sich vor, wie die Eule in einem Baum am Wiesenrand den durchs Gras huschenden Mäusen auflauert. Und den anderen Tieren: den Ringelwürmern, den Igeln und den Ratten, die sich in den feuchten Hohlräumen unter dem Gras verstecken.

Sie geht auf dem schmalen Pfad unter den Weiden zur Scheune, und dann an den Schulgärten vorbei zum Waldrand, wo die Wiese anfängt. Die Schafe sind weiße Flecken im Gras. Ireen geht mühsam, sie hat Spezialschuhe, aber die hat sie jetzt nicht an, sie trägt Slipper, das sollte sie eigentlich gar nicht machen, davon hat man ihr ausdrücklich abgeraten.

Am Rand der Wiese bleibt sie stehen und beobachtet, wie der Mond sein Licht auf das Gras und die Bäume mit ihren tiefen Schatten legt, und weiter hinten auf das weiße Deichhaus, das Haus von IJs.

Das Haus ist dunkel, es brennt kein Licht, IJs schläft – natürlich schläft er. Dumme Ireen, sagt sie, läufst den ganzen Weg hierher, um nachzusehen, ob das Licht brennt, um dich zu fragen, ob er wach ist, ob du willkommen bist. Sie dreht sich um und geht langsam zum Wohnboot zurück.

Inzwischen ist es vier Uhr früh. Die Schmerzen sind noch nicht zurückgekehrt, trotzdem hat Ireen die Hoffnung auf Schlaf aufgegeben; sie sitzt auf der Toilette und denkt an IJs. Das sollte sie nicht, das weiß sie, es macht sie traurig und darum richtet sie ihren Blick auf die Zeichnungen, die sie an der Innenseite der Tür befestigt hat. Sehr hübsche Zeichnungen mit vielen bunten Farben sind das, und sie erinnern Ireen daran, dass sie eine Aufgabe hat (seit ein paar Monaten ist sie Helferin im Schulgarten) und dass es Kinder gibt, die sich an einen Tisch setzen, Buntstifte aussuchen und an sie denken. Zwei der Zeichnungen stammen von den Mädchen, die ihr immer beim Kaffee Ausschanken helfen. Auf einer ist sie selbst zu sehen: Sie hat einen gigantischen Rechen in der Hand und anstatt der orthopädischen Spezialschuhe trägt sie Bleistiftabsätze, die in entgegengesetzte Richtungen zeigen. Die dritte Zeichnung stammt von einem Jungen, den sie verbinden musste, weil er vom Baum gefallen war. Das Bild sieht aus, als wäre es recht schludrig hingekritzelt worden. Ireen vermutet, dass der Junge es im Auftrag der Mutter gemalt hat, die das Bild am nächsten Tag zusammen mit einem Blumenstrauß vorbeigebracht hat.

Ireen betrachtet ihre Oberschenkel, die auf der Klobrille ruhen: Sie sind gebräunt und sehen ganz gewöhnlich aus, äußerlich unterscheidet sich das eine Bein nicht vom anderen, nichts wirkt bedrohlich.

Ireen hat lange Zeit die Angst mit sich herumgetragen, sie könnte verrückt werden. Das ist verständlich, sowohl ihre Mutter als auch ihre Schwester waren schon mal eine Zeit lang in der Psychiatrie.

Aber sie ist nicht verrückt geworden, stattdessen passierte etwas anderes; etwas, was sie überhaupt nicht erwartet hatte.

Am Dienstag war sie zu einem Termin ins Krankenhaus gefahren. Das war nichts Besorgniserregendes; sie musste immer mal wieder dorthin, das war Routine. Durch die Missbildung am Fuß kam es manchmal zu Komplikationen, die eine Spritze oder einen kleinen operativen Eingriff erforderlich machten. Dieses letzte Mal war sie im Krankenhaus gewesen, weil ihr die Schwellung unterm Knie wehtat. Es waren Schmerzen, auf die sie sich gefasst machen musste. Vor allem nachts, da war es am schlimmsten. Trotzdem hatte sie sich keine Sorgen gemacht. Die Intensität der Schmerzen hatte sich langsam gesteigert, manchmal verschwanden sie auch eine Zeit lang und kamen dann wieder zurück. Als sie es zur Sprache brachte, hatte der Arzt von einer Überbelastung der Muskulatur gesprochen, es wurden Aufnahmen gemacht, und was sie erwartet hatte, war ein Ergebnis und ein Handlungsplan.

Als sie also in der Straßenbahn Richtung Krankenhaus saß, um dort das Ergebnis zu erfahren, hatte sie an ganz normale Dinge gedacht, denn es war ein ganz normaler Tag: Im Kopf stellte sie eine Einkaufsliste zusammen, dachte an ihre Arbeit (sie wollte einen Komposthaufen anlegen, wusste aber noch nicht genau, wo) und an die Rhabarberernte (über einen kleinen Teil des Schulgartens durfte sie selbst verfügen).

Sie hielt diesen Arztbesuch für eine Routinesache, aber das war er dann doch nicht.

Man bekommt eine schlechte Nachricht. Die Art von Nachricht, die einen mitten ins Gesicht trifft, weil man nicht damit gerechnet hat. Man verliert die Orientierung. Der Raum zwischen einem selbst und der Wirklichkeit dehnt sich aus, der Abstand zu den Dingen, die einen umgeben, scheint plötzlich unüberbrückbar groß. Es gelingt einem nicht, die Worte, die man gerade gehört hat, zu einem zusammenhängenden Gedanken aneinanderzufügen, und im Bauch rollt sich etwas ganz klein zusammen, wie ein Fuchs im Schneesturm ...

Nach dem Krankenhausbesuch war sie wie geplant einkaufen gegangen, aber sie war nicht bei der Sache gewesen und kam mit Dingen nach Hause, die sie gar nicht hatte kaufen

wollen; was sie gebraucht hatte, hatte sie nicht genommen. An diesem Nachmittag standen zwei Klassen auf dem Programm, ihre Aufgabe war es, Kaffee zu kochen und nachher wieder sauberzumachen. Meistens blieb sie, um zu helfen, aber diesmal tat sie das nicht, sie wollte niemanden sehen. Sie schloss die Scheune und den Geräteschuppen auf, sorgte dafür, dass der Kaffee für die Lehrkräfte und die Elternhelfer bereitstand, aber sie wartete nicht, bis sie kamen, sie hinterließ einen Zettel, auf dem stand, dass sie wegmusste, dass sie die Schlüssel unter die Matte legen sollten, wenn sie fertig waren, und dann schloss sie sich in ihrem Hausboot ein. Erst als sie sicher war, dass alle weg waren, war sie zurückgekehrt, um die Tassen auszuspülen und die Geräte zu kontrollieren.

Und jetzt ist es Nacht und sie sitzt auf der Toilette und spürt ein unwiderstehliches Verlangen nach Gesellschaft.

Sie hat es noch niemandem erzählt. Weil sie es nicht begreifen konnte, und sie wollte nicht, dass andere es begreifen würden und dann einen Vorsprung hätten. Dass sie dann Dinge sagen würden, die sie nicht hören wollte. Dass sie sie dann auf eine Art ansehen würden, die unerträglich war, die sie ausschloss.

Sie kennt diesen ausschließenden Blick. Den Blick kennt sie nur zu gut.

Nur der Arzt weiß davon, aber er zählt nicht, er weiß alles über ihre Krankheit, aber nichts über sie, sie kennt er nicht, nicht wirklich, sie ist ein Gesicht und ein Name und ein Geburtsdatum in einer Krankenakte. So wie sie gibt es auch noch viele andere, der Blick des Arztes war ernst und besorgt, aber das kam daher, dass man das von ihm erwartete und dass er ein sympathischer Mensch war; sie glaubte nicht, dass sein Mitgefühl länger dauerte als die zwanzig Minuten, die sie bei ihm war. Als sie ihm die Hand gegeben hatte und zur Tür ging, starrte er schon wieder auf seinen Bildschirm.

Es gibt mehrere Menschen, die sie wird informieren müssen. Ihre Mutter zum Beispiel. Sie weiß nicht, wie sie reagieren wird, im Vorhinein ist es unmöglich zu wissen, mit wem sie es zu tun haben wird: mit der alten, bissigen Mutter, die sich nur in Floskeln ausdrückt, oder mit der neuen, der von Altersschwäche und Verfall geprägten, die die erstaunlichsten Dinge von sich gibt.

Sie fragt sich, was IJs dazu sagen würde, wenn er es wüsste.

Ich will nicht mehr die Einzige sein, die es weiß, denkt sie, aber es gibt niemanden, dem ich es erzählen kann. Ich werde mich ins Bett legen und versuchen, ein bisschen zu schlafen, denn so allein hier herumzusitzen, bringt auch nichts.

Sie stemmt sich hoch, zieht die Hose rauf und spült die Toilette.

Aus dem Niederländischen von Lotte Hammond